

Das hochkomplexe Feld des Publizierens

Eine differenzierte Haltung zum »Heidelberger Appell«



Hagner, Michael: Zur Sache des Buches. 2., überarbeitete Auflage. Göttingen: Wallstein Verlag, 2015. 280 Seiten. ISBN 978-3-8353-1547-1 – Gebunden, 17,90 Euro.

Zur Bedeutung und zur Zukunft des Buches im digitalen Zeitalter sind in letzter Zeit diverse Artikel, Broschüren und auch Bücher erschienen (Darnton, Reuß, Schikowski und andere). Teilweise sind diese Veröffentlichungen getragen von einer scharfen Antithese zwischen digital und print, teilweise von Verdikten gegen Open Access. Bisweilen ist aber auch eine differenzierte Sicht auf das hochkomplexe Feld des Publizierens und des Verlagswesens in der digital geprägten Medien- und Informationswelt zu konstatieren. Zu der letztgenannten Gruppe gehört auch die hier besprochene Darstellung von Michael Hagner, der als Professor für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich lehrt. Sein Buch geht auf einen Vortrag 2010 im Rahmen der Jacob Burckhardt-Gespräche zurück, den er nach und nach weiter vertiefte.

Zum Heidelberger Appell

In seinem ersten Hauptteil widmet sich Hagner der Kulturkritik, die er scharfsinnig und treffend charakterisiert.

Ausführlich befasst sich Hagner mit dem »Heidelberger Appell«, initiiert von Roland Reuß und anderen. Dieser sei teilweise überspitzt und ziele am Kern der Sache des Open Access vorbei, jedoch solle man ihn nicht überschätzen und nicht verteufeln. Hagner selbst neigt zu einer differenzierten Haltung. Das gedruckte Buch sei nach wie vor wegen der Wahrnehmbarkeit unersetzbar, auch beständiger und dauerhafter, während die rein digitalen Publikationen (Blogs et cetera) flüchtig seien, eher nicht oder wenig rezipiert würden. Selbst Autoren wie zum Beispiel Wolfgang Herrndorf, dessen Werk »Arbeit und Struktur«, ursprünglich in Form eines Blogs erschienen ist, würden lieber in Buchform rezipiert. Für seriöse Autor(inn)en gäbe es eigentlich keinen Zweifel daran: Print first, online second!

Zu Open Access

Zentraler Teil des Buches ist das Kapitel über Open Access (OA). Open Access sei zu einem »moralischen Imperativ« geworden, da Steuerzahler die Forschungen (auch zum Beispiel von Quantentheoretikern) finanzieren würden und sie insofern ein Anrecht darauf hätten, freien Zugang zu deren Forschungsergebnissen zu erhalten. Allerdings sei die

Anschrift des Rezensenten: **Dr. Wilfried Sühl-Strohmenger**, Sternwaldstr. 47, 79102 Freiburg. E-Mail: willy.suehl-strohmenger@web.de

Sichtweise auf Open Access in jüngerer Zeit zunehmend pragmatischer geworden, weniger ausgerichtet an politischen Commitments. Der Staat nimmt laut Hagner das Publikationswesen stärker denn je in seine Hände: So steht im novellierten baden-württembergischen Hochschulgesetz, dass die Autor(inn)en sich für alle mit öffentlichen Fördermitteln entstandenen Publikationen das Zweitveröffentlichungsrecht sichern müssten, um die Arbeiten auf Hochschulrepositorien frei zugänglich zur Verfügung zu stellen. Auch sind Publikationsfonds (mit Anschubfinanzierung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft/DFG) bei den Hochschulbibliotheken eingerichtet worden, um die Autorengebühren für OA-Publikationen zu finanzieren. Diese Entwicklungen sieht Hagner sehr kritisch, weil sie dem Zugriff des Staates und der Verwaltung auf das wissenschaftliche Publikationswesen Tor und Tür öffneten. Die Wissenschaftsfreiheit sieht er – in Übereinstimmung mit dem Heidelberger Appell – dadurch in ernster Gefahr.

Das gedruckte Buch ist nach wie vor wegen der Wahrnehmbarkeit unersetzbar.

Ein Blick ins deutschsprachige Ausland stützt ihn in dieser Auffassung. Der Schweizer Nationalfonds (SNF) hat sich darauf festgelegt, dass Open Access zwingende Voraussetzung für die Subventionierung von Monografien ist, allerdings werden nur die Kosten bis zur Druckvorstufe übernommen. Den Forschenden stünde es frei, parallel zur digitalen Version ein gedrucktes Buch zu publizieren. »Das gedruckte Buch ist ein Störfaktor bei der reibungslosen Durchsetzung des neuen digitalen Publikationsregimes« (S. 200). Der Österreichische FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) schreibt seit Ende 2011 Open Access für Bücher vor, zahlt pro Titel einen Zuschuss von 14 000 Euro. Bislang liegen knapp 300 Titel in der FWF e-Library vor, davon aber knapp zwei Drittel aus dem Verlag Böhlau. Dieser agierte schon vor der OA-Ära als Subventionsverlag (Stichwort:

Überforschung) und bekam jährlich (2008-2013) eine Subvention in Höhe von 50 000 Euro pro Jahr. Diese dienen der Verbreitung von Sachbüchern, die der österreichischen Kultur, Literatur und Geschichte gewidmet sind. Bis zum Jahr 2025 soll die gesamte Publikationstätigkeit in Österreich auf Open Access umgestellt werden.

Zum geisteswissenschaftlichen Buch

In einem weiteren Schwerpunkt kommt Hagner zum geisteswissenschaftlichen Buch, also der Monografie selbst. Ausgehend von McLuhan und Borges reflektiert er die Funktion des Buches und des Lesens. Dies sei keine Erweiterung eines Organs, zum Beispiel des Gehirns, »(...) sondern es wird selbst zum Organ geistiger Vorgänge, eben des Gedächtnisses und der Phantasie (...).« (S. 131). Amerikanische Universitätsverlage hätten dem geisteswissenschaftlichen Buch viel Raum gelassen und florierten bis Ende der 1970er-Jahre. Dann kam der allmähliche Niedergang, die Auflagen sanken, man musste die Qualitätsstandards an die Bücher senken, um am Buchmarkt noch eine Chance zu haben. Einher ging die Krise mit dem dramatischen Preisanstieg der naturwissenschaftlichen Zeitschriften. Den Bibliotheken fraß dieses mehr als die Hälfte des Jahresetats für Beschaffungen weg. Für geisteswissenschaftliche Bücher blieben höchstens 25 Prozent, manchmal noch weniger.

Der Staat nimmt laut Hagner das Publikationswesen stärker denn je in seine Hände.

In Deutschland gibt es die Universitätsverlage, zum Teil als Imprint von v&uipress, einer Tochter von Vandenhoeck & Ruprecht (Göttingen). Im Vergleich mit den US-amerikanischen Universitätsverlagen, die autonome Einrichtungen mit verlagstypischem Personal sind, sind sie es in Deutschland nicht. Sie leisten deshalb auch keine inhaltliche und gestalterische Arbeit am Buch. Diesen Herstellung orientiert sich am möglichst geringen Preis. Es gibt keine aktive

Vermarktung und keinen Vertrieb. Sie unterscheiden sich von US-Universitätsverlagen auch darin, dass kein strenges, aufwendiges und mehrstufiges Peer-Review-Verfahren existiert. Bücher dieser Universitätsverlage stammen überwiegend von Mitgliedern der betreffenden Hochschule (Qualifikationsarbeiten, Sammelbände et cetera). Es entstehe eine »neue Form grauer Literatur«, ein »Potpurri aus allen möglichen Publikationen, die dem entsprechen, was an der betreffenden Universität gerade passiert...« Hagner vermisst bei diesen Verlagen ein konsequentes Verlagsprofil.

Zum »offenen Buch«

Hagner leitet dann über zum Kapitel des »offenen Buchs«. Ein großer Unterschied zwischen naturwissenschaftlichen Artikeln und den geisteswissenschaftlichen Monografien sei die kurze Halbwertszeit der ersteren, denn spätestens nach zehn Jahren werden sie nicht mehr zitiert. Eine Umfrage der britischen Initiative OAPEN-UK von 2014 unter Geistes- und Sozialwissenschaftlern aller Professionsstufen zur Bedeutung der Monografien in ihrem Fach hat unter anderem ergeben, dass 95 Prozent der Befragten es für wichtig oder sehr wichtig halten, Bücher zu schreiben, dass zwei Drittel problemlos an die benötigten Bücher herankämen (Kauf oder Ausleihe) und dass alle Wissenschaftler(innen) weiterhin Bücher lesen, gedruckte Bücher aber präferieren, auch wenn sie mit E-Books arbeiten. Hagner zieht einige Schlüsse aus der Umfrage: Open Access sei kein besonderes dringliches Anliegen für Geisteswissenschaftler. Niemand will (trotz E-Books) auf gedruckte Bücher verzichten. Naturwissenschaftler haben offensichtlich kein Problem damit, dass ihre Veröffentlichungen nur noch digital existieren.

Aber warum sollten Geisteswissenschaftler sich diesen Habitus zu eigen machen? Diese Position steht hinter den kritischen, stets lesenswerten, gut und flüssig geschriebenen Darlegungen zum geisteswissenschaftlichen Buch und seiner Zukunft.

Wilfried Sühl-Strohmeinger